

Für unsere Kinder

Nr. 21 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1912

Inhaltsverzeichnis: Sommerzeit. Von Martin Greif. (Gedicht.) — Skold. Von Anna Mosegaard. — Tragische Geschichte. Von Adalbert v. Chamisso. (Gedicht.) — Das Leben auf einer einsamen Insel. (Fortsetzung.) — Wie die Holzvespen in die Stadt kamen. Von Fr. Britschow. — Die Roggenmuhme. Von Aug. Kopisch. (Gedicht.)

Sommerzeit.

Von Martin Greif.

Im Felde stehn die Blumen
Kalm dicht einander nah,
In Eichenwaldes Dunkel
Um Farn und Erika
Die wilden Bienen summen:
Die Sommerzeit ist da.

○ ○ ○

Skold.

Skold ist ein gelblichgrauer, kleiner Hund, dessen Äußeres unschwer erraten läßt, daß er von keiner vornehmen Rasse ist. Aberhaupt ist es unmöglich, zu sagen, zu welcher Rasse er gehört. Er gehört weder zu den Spitzern noch zu den Möpsen. Doch das macht seinem Herrn, dem kleinen Peter Paulsen, wenig Sorgen. Skold ist eben „sein Skold“. Peter Paulsen hatte keine Geschwister, nicht einmal einen richtigen Spielkameraden, alles mußte Skold ihm ersetzen. Sollte er ihn da nicht lieb haben, gleichviel, ob er echt oder unecht, hübsch oder häßlich war? Der kleine Peter zählte erst sieben Jahre, er war der Sohn Knud Paulsens, eines holsteinischen Bauern. Aber Knud Paulsen war keiner von den reichen Bauern. Eine kleine Kute, ein Stück Ackerland, zwei Schweine, eine Ziege und etliche Enten und Hühner waren sein ganzer Besitz. Bis vor einem halben Jahre hatte Knud Paulsen auch noch einen großen Schäferhund sein eigen genannt. Als aber der Gemeindediener zehn Mark Hundsteuer von ihm haben wollte, schaffte er Tyras ab. Er hatte der Abgaben mehr als genug. Hart war es ihnen allen angekommen, namentlich dem Kleinen, sich von dem treuen Tyras trennen zu müssen. Aber da kurz darauf Peter seinen ersten Schulgang antreten mußte, hatte er nicht viel Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen.

Die Schule lag in dem eine gute Stunde entfernten Nachbardorfe. Der Weg führte über des Heidelands. Und wenn Peter so über die Heide schlenderte, seine Schulbücher unterm Arm, da mußte er doch wieder an Tyras denken. Es kam so über ihn. Doch davon mochte er dem Vater nichts sagen.

An einem napfkalten, stürmischen Apriltag begegnete ihm auf der Heide eine alte Frau. Die hatte einen grauen Mantel um, und darunter trug sie etwas verborgen. Mürrisch stapfte sie darauf los. An der Mergelgrube, einem tiefen Wasserloche, blieb sie stehen und holte das Verborgene unter dem Mantel hervor. Peter schaute neugierig zu. Ein kleiner, ganz kleiner Hund war's, und den wollte die Alte in der Mergelgrube eräufen. Doch schon war Peter bei ihr: „O, nicht tot machen, den lieben kleinen Hund, bitte, bitte, gib ihn mir!“

„Er hinkt ja,“ erwiderte die Frau kurz.

„Das schadet nichts, bitte, gib mir den Hund!“

„Da nimm!“ Und ohne ein Wort des Dankes abzuwarten, stapfte die Frau davon, Peter mit seinem Glück allein lassend.

Der stand da, drückte das kleine, zitternde Tier an sich und streichelte ihm die kranke Pfote, die etwas geschwollen war. Es war noch ein ganz junges Hundchen. Und weil es kalt war, nahm Peter seine wollene Mütze ab und setzte seinen Schlingling hinein, der sogleich zu winseln aufhörte. Der Kleine trug so den Hund sorgsam davon. Mehrere Male blieb er stehen und lugte in die Mütze: gottlob, er lebte. Mit seinen noch etwas bläulichen Augen blinzelte das Hundchen ihn zutraulich an. Peter drückte ihn an sich und fühlte ordentlich, wie das kleine Herz des Tieres klopfte.

Wie er so dahin wanderte, dachte er an vielerlei. Wie schön es sein würde, wenn der Hund erst größer wäre und ihm entgegengekommen wäre, wenn er aus der Schule heimlehre. Oder wenn er ihn gar zur Schule begleiten würde, ganz weit, bis über die Heide. Und da fiel ihm ein: „Skold“ sollte der Hund heißen. Er hatte das Wort einmal von seinem Onkel, der in Kolding wohnte, gehört, als er bei Peters Eltern zu Besuch weilte. Das Wort hatte Peter zu gut gefallen. „Skold“ ist dänisch, und heißt zu deutsch Schild. Ja, Skold sollte der Hund heißen. Sein Schild, sein Schutz

sollte er sein. So dachte Peter an alles, nur nicht daran, was wohl der Vater sagen würde, wenn er mit Stjold ankäme. Nun, das sollte er schon früh genug erfahren.

Mit einem Jauchzer trat Peter in die Stube und setzte Stjold auf den Tisch, von wo aus das Tier sich ängstlich umsah. „Vater! Mutter, da bring' ich Stjold! — er hint' ein bißchen, aber das macht nichts!“

„W—a—s?“ Die Mutter, die aus der Küche herbeikam, wo sie Pfannkuchen buk, ließ vor Schreck den Köffel fallen. „Junge, wo hast du den Hund her?“

„Mitgebracht von der Heide.“

Da trat der Vater ein. Seine Stirn umdüsterte sich, als er das Tier sah. So flehentlich Peter ihn auch bat, seinen Stjold zu streicheln, der ernühte Mann blieb hart. Das Tier sollte fort. Auf der Stelle fort. Dahin sollte Peter es bringen, wo er es her hatte. Ob der Bub glaube, Knud Paulsen zahle 10 Mark für das „dumme Vieh“! Da kamen Peter die Tränen. Selbst die Mutter wurde weich: „Knud, so laß dem Buben doch den Spaß, vorläufig kostet der Hund ja noch keine Steuer!“

„Na, die sechs Monate sind schnell rum, dann sitzen sie uns auf dem Pelze mit der Steuer. Am Ende pfänden sie uns noch die Ziege im Stalle wegen dem Köter.“

Da steckte Peter die Hände in die Hosentaschen und legte den Kopf auf die Seite, gerade wie Knud Paulsen es tat, wenn er über etwas nachdachte. Plötzlich hob er den Kopf, seine großen blauen Augen strahlten: „Vater, ich hab's, ich hab's!“

„Was hast du denn?“

„Das mit den Steuern; ich werde sie selbst bezahlen.“

„Du?“ Knud Paulsen lachte aus vollem Halse. Aber Peter nahm die Sache furchtbar ernst. „Ja ja, ich gehe zum Sommer bei den Nachbarn ins Heu, da verdiene ich mir Geld.“

„Seht den Knirps, das wäre was Rechtes!“ lachte der Vater.

„Du bist ja kaum drei Käse hoch!“ fiel jetzt auch die Mutter ein.

Aber Peter gab nicht nach. „Laß nur, Mutter, ich eß tüchtig Grütze, da werd' ich so groß bis dahin.“ Er zeigte mit den Händen das Maß an der Stubentür. Buchweizengrütze war sonst durchaus nicht Peters Leibkost, aber was tat er nicht für Stjold! Und weil der Vater stillschweigend hinausging und die Mutter nach ihren Pfannkuchen sah, glaubte Peter, alles

sei in Ordnung. Er suchte einen alten Spanforb, legte Stroh hinein und trug ihn mit samt seinem Stjold in den Ziegenstall. Da war es warm, und wenn die Mutter melken kam, hatte er die Milch für Stjold aus erster Hand.

Stjold schien es in seinem neuen Heim sehr gut zu gefallen. Er wuchs zusehends, sein lahmes Bein war bald geheilt. Sobald er Peters Holzschuhe draußen klappern hörte, schlug er ein wahres Freudegeheul an. Alle im Hause gewannen Stjold lieb. Peter kam einmal dazu, wie sein Vater, der harte Holsteiner Bauer, Stjold streichelte, und da kannte kein Zübel seine Grenzen.

So verging die Zeit. Der verhängnisvolle Tag rückte näher und näher. Und eines Tages war der Gemeinbediener mit dem Steuerzettel da. Stjold war steuerpflichtig, und Peter hatte umsonst bei den Bauern um Arbeit nachgetragen. Überall war er ausgelacht worden. „Er tönne ja kaum die Hosen zutüpfeln.“

Der Vater machte ein böses Gesicht, ganz deutlich hörte Peter, wie er zum Gemeinbediener sagte: „Nein, ich zahle nicht, wir schaffen den Hund ab.“ Da schlich Peter in den Ziegenstall, legte den Krauskopf an Stjolds weiches Fell und weinte sich aus. Stjold schien zu verstehen, daß sein Herr Kummer hatte, er sah recht betrübt drein und wedelte nur ganz sachte mit dem Schwanz.

Von diesem Tage an kam Stjold in Gefangenschaft. Der Gemeinbediener sollte ihn auf seinem täglichen Gang durchs Dorf nicht sehen. Auf diese Weise glaubte Peter, Stjold retten zu können. Als er aber in der Schule saß und an Stjold dachte, der gar nicht mehr läme, ihn abzuholen, und so kläglich in seinem Kerker winselte, da tat es ihm wieder leid. Wie oft war er mit Stjold um die Wette über die Heide getraut. Und wie gelehrtig Stjold war. Er sprang ins Wasser, wenn Peter einen Stock hineinwarf, und was dergleichen kleine Kunststücke mehr waren. Plötzlich fiel Peter etwas ein: Wenn Stjold nun nie mehr gesehen würde, immer nur auf dem Hofe blieb, oder besser noch, im Garten hinterm Haus! — Wenn man glaubte, Stjold sei tot! — Dann käme der Gemeinbediener gar nicht mehr, um die verwünschten Steuern zu holen! Da wäre Stjold doch immerhin sein und hätte, wenn auch nicht viel, so doch ein klein wenig Freiheit. In der Scheune konnte Peter ja schließlich auch mit dem Hund spielen und im Heu liegen. Ja, das mußte

gehen. Stiold war gelehrtig. Und die Mutter würde er einweisen in seinen Plan.

Über eine Woche lang beobachtete Knud Paulsen seinen Jungen, wie er täglich mit Stiold in der Scheune verkehrte. Mit heißen Backen erschien dann der Bub wieder. Und merkwürdig, das Tier ging auch nicht mit einem Fuße mehr auf die Straße; und wollte es schüchtern den Versuch machen, so brauchte Peter nur zu erscheinen oder auch die Mutter, und hui! — dann verschwand Stiold blitzschnell.

Knud Paulsen schüttelte den Kopf. Aber er fragte nicht nach dem Zaubervort, das Stiold so verhehrt hatte. Er wollte dem Buben die Freude so lange als möglich lassen, man würde schon noch früh genug kommen und an die Steuer erinnern. Aber zu seinem Erstaunen kam niemand. Stiold ließ sich ja nicht mehr auf der Straße sehen, und der Gemeindediener, Busch mit Namen, ging stets würdevoll an Paulsens vorüber. Da, eines Tags, als Knud Paulsen den Schweinestall ausmistete, sollte sich ihm das Geheimnis lüften.

Stiold kam über den Hof gerannt und steckte die Schnauze neugierig durch das Gartengitter. Da sah er Peter die Dorfstraße entlang kommen. Schon wollte er hinaus, seinem Herrn entgegenzueilen, aber da erkönte aus dessen Mund der Ruf: „Busch kommt!“ und schon jagte Stiold davon, schnurstracks in die Scheune hinein und vertrocknete im Heu. Knud Paulsen ging ihm nach. Aber alles Rufen und Locken vermochte Stiold nicht zu bewegen, aus seinem Versteck hervorzukommen. Nicht ein Hältnchen bewegte sich. Da trat Peter ein. Schnell verbarg der Vater sich hinter einem Holzhaufen, um zu sehen, was der Teufelsbub täglich mit Stiold hier trieb. Alles blieb still.

Plötzlich hörte er seines Buben Stimme: „Busch ist fort!“ Da wurde der Heuhaufen lebendig. Freudebellend sprang Stiold an Peter in die Höhe, und Knud Paulsen traten die Tränen in die Augen. Dann aber mußte er recht herzlich lachen. Dem „dummen Vieh“ war gelungen, was seinem Buben nicht gelangt war, es hatte durch seine Pfliffigkeit den harten Mann bezwungen.

Knud Paulsen machte nicht viele Worte. „Laß ihn nur raus, den Rötter,“ sagte er. „Und wenn Busch kommt?“ — wagte Peter einzuwenden. „Um.“ Knud Paulsen steckte die Hände in die Hosentaschen und legte den Kopf auf die Seite: „Dann sag ihm nur, die Steuern zahlt Knud Paulsen!“

Mit einem Gefühl von Dankbarkeit, Liebe und Bewunderung hing Peter an des Vaters Hals, dann tat er einen Zauchzer, daß die Mutter aus der Küche stürzte, weil sie glaubte, es sei etwas passiert. Peter aber nahm seinen Stiold und machte einen Spaziergang durchs Dorf, stolz wie ein König, grad an des Gemeindedieners Fenster zog er vorbei. — So, jetzt sollte man ihm kommen!

Anna Mosegaard.

o o o

Tragische Geschichte.

Von Adalbert v. Chamisso.

's war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt es anders haben.

So denkt er denn: „Wie fang ich's an?
Ich dreh mich um, so ist's getan“ —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Er tut nichts Guts, er tut nichts Schlechts —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: „Es hilft am Ende doch“ —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

o o o

Das Leben auf einer einsamen Insel.

(Fortsetzung.)

Damit waren die ersten Tage des Dezember 1871 herangekommen, und wir machten uns nun ans Werk, ein Haus zu bauen, ein Stück Land zu bearbeiten, Kartoffeln und Gemüse zu pflanzen und überhaupt alle Vorkehrungen für einen längeren Aufenthalt auf der Insel zu treffen. Es war die Sommerzeit* und gewöhn-

* Sommerzeit im Dezember. Denn die Inselgruppe Tristan da Cunha liegt auf der südlichen Hälfte der Erbkugel, die ja Sommer hat, wenn wir Winter haben, und umgekehrt.

lich schönes Wetter. Gutes Trinkwasser bekamen wir in reichlichem Maße aus einem von dem Berge herabstürzenden Wasserfall, und Brennholz fanden wir genügend in dem unsere Hütte umgebenden Walde. Robben kamen, da es gerade die Zeit war, in der sie Junge werfen, an verschiedenen Stellen der Insel an das Land, und es gelang uns auch, neunzehn zu töten, deren Felle wir später verkauften; viel Öl bekamen wir jedoch nicht. Als einmal die Leute von Tristan auf unserer Insel waren, hatten sich auch drei Seelöwen am Strande eingefunden, diese entkamen aber. Unser erstes Haus schützte uns nicht vor dem Regen, weil das Dach zu flach war, wir mußten es deshalb niederreißen und benutzten die Gelegenheit, uns näher an dem Wasserfall anzusiedeln, dem wir unser Trinkwasser entnahmen.

Bis dahin hatten wir allerdings schwer arbeiten müssen, jedoch noch keine Not gefühlt. Nun aber begannen unsere Vorräte an Reis, Mehl und Schiffszwieback schnell abzunehmen, zumal da wir den ganzen Tag unten am Strande arbeiten mußten und nicht zur Ergänzung unserer Vorräte oben auf dem Berge auf Ziegen oder Schweine Jagd machen konnten. Am Mitte Januar war die Zeit, in welcher wir Seehunde fangen konnten, zu Ende. Leider hatten wir auf der Seehundjagd unser Walfischboot, das für zwei Personen zu schwer zu handhaben war, bei einer Landung in der Brandung sehr stark beschädigt, so daß wir es nur bei beständigem Schöpfen gebrauchen konnten. Von unseren Nachbarn hatten wir nichts wieder gesehen, auch von vorüberfahrenden Schiffen fuhren nur wenige in Sicht der Insel vorbei, ohne sich aber aufzuhalten. Anfang April des Jahres 1872 waren wir unten am Strande beschäftigt, den Boden durch Abbrennen urbar zu machen, als unglücklicherweise auch das Tuffsockgras, mit dessen Hilfe wir den Berg zu erklimmen pflagten, in Brand geriet und vollständig verzehrt wurde, so daß wir das einzige Mittel verloren, um das höhere Land zu erreichen.

Es mußte daher unsere Haupt Sorge sein, uns für den nahenden Winter mit Vorrat zu versehen. Zu diesem Zwecke sägten wir unser Boot in Stücke und machten aus den noch brauchbaren Teilen ein kleines Fahrzeug, das wenigstens bei schönem Wetter zu verwenden war und dem wir wegen seiner seltsamen Gestalt den Namen „Seekarre“ gaben. Mit Hilfe dieses Bootes statteten wir der Westseite der Insel, wo wir das Hochland erreichen

konnten, einen Besuch ab. Wir schossen dort zwei Ziegen, die wir einsalzten, sowie ein fettes Schwein, von dem wir etwa einen Eimer voll Fett zum Schmoren unserer Kartoffeln erhielten. Das Fleisch konnten wir leider nicht mitnehmen, weil unser Boot bereits mit dem Fleische der wilden Ziegen, das sehr zart war und recht angenehm schmeckte, zu schwer beladen war. Im November betrug die Zahl der auf der Insel befindlichen Ziegen nach unserer Zählung dreiundzwanzig, größtenteils Böcke; davon schossen die Leute von Tristan drei und wir im ganzen sechs, so daß während des Winters noch vierzehn vorhanden waren. Von wilden Schweinen* war eine ungeheure Menge auf der Insel, die Eber waren von verschiedener Größe, einige so hoch wie ein Schaf. Sie nähren sich außer von Wurzeln und Gras auch von Seevögeln und deren Eiern, die sie in großen Massen vertilgen; das Fleisch der Eber ist zäh und ungenießbar, das der Sauen dagegen nahrhaft und wohlchmackend.

Am 14. Mai 1872 — nach unserer Rechnung — bekamen wir ein englisches Schiff in Sicht, dessen Aufmerksamkeit wir durch Anzünden eines Feuers zu erregen suchten; allein da die Brandung am Strande zu stark zu sein schien, so stand der Kapitän von einem Landungsversuch ab und setzte zu unserem größten Bedauern seine Segel wieder bei, um auf seinem Kurse weiterzusteuern. Unsere „Seekarre“ bestand sich leider nicht in einem solchen Zustand, daß wir zu dem Schiffe hätten hinausfahren können. In Tristan da Cunha berichtete der Kapitän, er habe zwei Leute und ein großes schwarzes Boot mit viereckigem Heck am Strande gesehen, es sei aber niemand zum Schiffe herausgekommen. Wären wir imstande gewesen, mit ihm in Verkehr zu treten, so würden wir die Insel dennoch nicht verlassen haben, wenn wir nur Vorrat bekommen hätten. Im folgenden Monat, Juni, trat die Winterzeit ein, sie war nicht sehr hart, doch hatten wir viel Regen und schwere Stürme, die meistens aus Nordwest kamen; indessen wehte es auch aus Südost stark, denn bei einem Südoststurm wurde uns unsere „Seekarre“ vom Strande fortgespült und zertrümmert. Trotz bemerkten wir am Strande in der Nähe der See nicht. Im Mai hatten wir unsere Kar-

* Es sind verwilderte Schweine. Ebenso handelt es sich um verwilderte Ziegen. Von diesen Tieren waren früher einmal einige zahme auf der Insel ausgeführt worden, wo sie sich vermehrten und verwilderten.

toffeln — sie reisten während des Jahres nur einmal — zum erstenmal aus der Erde genommen, und während der nächsten Monate waren auch einige unserer anderen Gemüse essbar geworden. Dennoch gingen unsere Vorräte, so sparsam wir auch mit ihnen umgingen, bald dermaßen auf die Reize, daß wir unsere Rationen auf das möglich kleinste Maß beschränken mußten und nur soviel davon nahmen, daß wir nicht verhungerten. Denn nach Verlust unseres Bootes waren wir ja zunächst nicht mehr imstande, nach der Westseite der Insel zu gelangen, um auf dem höheren Lande zu jagen. Infolgedessen waren wir Mitte August fast bis zu Seletten abgemagert. Die Männchen der Pinguine waren schon im Juli etwa anderthalb Kilometer von unserer Hütte gelandet, um dort eine Brutstätte einzurichten. Jedoch entschlossen wir uns, durch Not gezwungen, erst um die Mitte des August, sie zu fangen und als Nahrung zu verwenden, gerade als auch die Weibchen an das Land kamen und vierzehn Tage später Eier in die von den Männchen gebauten und zugerichteten Nester zu legen begannen. Wie froh waren wir, diese Eier als Nahrungsmittel zu bekommen, hatten wir doch schon am Tage vorher, ehe die Vögel zu legen anfangen, unsere letzte Kartoffel aufgezehrt und unsere anderen Vorräte bereits früher erschöpft! Von anderen Vögeln kamen nur noch Gulan, einige wenige Drosseln und Kanarienvögel in unseren Bereich, aber nur die Drosseln waren genießbar.

In der ersten Woche des September 1872 hatten wir die Freude, daß der Kapitän einer französischen Bark* bei der Insel beidrehte und auf unsere Signale an das Land kam. Auf seinem Schiff verließen wir unsere neunzehn Robbensele. Für eine Anzahl Eier erhielten wir von dem Kapitän etwa sechzig Pfund Schiffszwieback und ein paar Pfund Tabak; mehr konnten wir nicht bekommen, da er stürmisches Wetter fürchtete und deshalb nicht wieder an das Land kam. Wäre die Bark, die nach Ostindien bestimmt war, vierzehn Tage früher gekommen, so würden mein Bruder und ich wohl mit Freuden die Gelegenheit benutzt haben, unsere Einsiedelei zu verlassen. Jetzt aber hatte die vierzehntägige Eierloft unsere Kräfte soweit wieder hergestellt, daß wir zum Bleiben entschlossen waren. Während der nächsten Monate bestand unsere Nahrung aus Eiern und französischem Schiffszwieback. Am 20. Ok-

tober 1872 sahen wir einen Gaffelschoner* sich der Insel nähern, die „Themis“, wie wir später erfuhren, die vom Kap der guten Hoffnung auf den Robbenfang nach den Inseln im Südatlantischen Ozean ausgegangen war. Ein Sturm trieb das Schiff zwar nach See hinaus, doch kehrte es schon nach zwei Tagen zurück, um mit uns in Verbindung zu treten und ein Boot mit sechs Männern und Knaben aus Tristan da Cunha zu landen. Auch der Kapitän war an das Land gekommen, und da er uns in höflicher Weise gesalzenen Speck und Zwieback anbot, so nahmen wir ungefähr dreißig Pfund von ersterem und etwas Hartbrot an. Der Schoner setzte noch an demselben Tage seine Reise fort. Wir wären beide sehr gern mit dem Schiff abgefahren und hatten auch die feste Absicht, mit ihm die Insel zu verlassen, wenn es, wie der Kapitän versprach, in einigen Wochen zurückkehren würde. Die Zwischenzeit wollten wir, da die Fangzeit gerade begonnen hatte, nur noch benutzen, um einige Seehunde zu fangen. Es gelang uns auch schon am nächsten Tage, das schönste Tier, das wir bisher gesehen, zu erbeuten. Obwohl der Kapitän der „Themis“ uns in seiner Gefälligkeit den gesalzenen Speck und den Schiffszwieback sowie ein Pfund Tabak geschenkt hatte, so wollte er sich im übrigen doch nur auf einen Tauschhandel um Robbensele einlassen, und die hatten wir unglücklicherweise derzeit nicht. Die Leute von Tristan waren nur, wie sie sagten, herübergekommen, um zu sehen, wie es uns ginge; sie hatten aber leider nicht die Gelegenheit benutzt, um uns mit dem Schoner das versprochene Vieh zu senden, entschuldigten sich vielmehr mit verschiedenen Ausflüchten, das sie es nicht mit den eigenen Booten hergeschafft hätten. Sie schenkten uns während ihres halbtägigen Aufenthaltes mehrere Kleinigkeiten und versprachen, daß sie in 14 Tagen wiederkehren würden. Ziegen und Schweine schossen sie nicht. Wir bemühten uns während der nächsten Tage aufs äußerste, Seehunde zu fangen, mit denen wir auf der „Themis“ unsere Überfahrt nach dem Kap der guten Hoffnung bezahlen wollten. Indessen wurden wir arg enttäuscht, denn die „Themis“ kam nicht zurück. (Schluß folgt.)

* Schoner oder Schuner, ein lang und schmal gebautes Schiff, das gewöhnlich nur zwei Masten hat. Der Gaffelschoner führt in beiden Masten nur Gaffelsegel, das heißt Segel, die an in der Längsrichtung des Schiffes angebrachten Segelstangen befestigt und trapezförmig geschnitten sind.

* Dreimaßiges Segelschiff.

Wie die Holzwespen in die Stadt kamen.

An einem heißen Spätsommertage begegneten sich am Rande eines Kiefernwaldes eine Honigbiene und eine Kiefernholzwespe. Mit lautem Gebrumm und Gesumm umschwärmte die Kiefernholzwespe die Biene. Sie wollte es nicht leiden, daß dieser fremde Gast in ihr Reich eindrang. Aber das Bietchen ließ sich durch das fürchterliche Gebrumm und Gesumm nicht schrecken. Emsig arbeitete es im blühenden Heidekraut und sammelte fleißig Blütenstaub und Honig.

Da sah die Kiefernholzwespe, daß die fleißige Honigbiene in guter und friedlicher Absicht nach dem Walde gekommen war. Freundlich und zutraulich redete sie nun die Biene an:

„Liebes Bietchen, guten Tag!
Wie bist gar so emsig du,
Wozu all die vielen Plag?
Gönne dir ein wenig Ruh.
Laß uns doch zusammen plaudern,
komm nur, komme ohne Zaudern.“

Das Bietchen ließ ab vom blühenden Heidekraut, flog herzu, grüßte freundlich zurück und sprach:

„Zum Plaudern hab' ich keine Zeit,
muß fleißig Honig ernten.
Muß eilen, denn mein Weg ist weit,
zum Stocke, dem entfernten.
Ich kann nicht folgen dem Gesäße,
denn ohne Arbeit auch kein Preis.
Und wisse, daß ich mich nur rüste,
für des Winters Not und Eis.
Fleißig bin ich Tag für Tag,
die Arbeit macht mir keine Plag.“

Voll Staunen hörte die Kiefernholzwespe dies an. Und schon erhob sich das Bietchen und verabschiedete sich:

„Nun ade, muß noch fleißig mich tummeln
und darf nicht bummeln.“

Doch die Holzwespe hielt die Biene noch zurück. Warnend erhob sie ihre Stimme:

„Nur gemach, nichts überhastet,
nur noch kurze Zeit verweile.
Hab' nicht solche große Eile,
von der Arbeit mußt du rasten.
Sei es unnützlich auch und bitter
für ein fleißig Bietchen klein,
denn ein böses Ungewitter
bricht bald über uns herein.
Kommt nicht trocken mehr nach Haus;
komm nur, komm und ruh dich aus!“

Diese Nachricht war dem Bietchen gar nicht lieb. Schnell erhob es sich abermals mit kurzen

Worten des Abschieds, um noch vor dem Ausbruch des Unwetters nach Hause zu kommen. Aber nur eine kurze Strecke war es geflogen, als es heftig zu regnen begann. Der Regen fiel so dicht, daß die Honigbiene rasch umkehren mußte. Sie fand die Holzwespe unter einem starken Ast der nächsten Kiefer sitzend, wo sie in einem Spalt der Rinde Schutz vor dem Unwetter gesucht hatte. Der Spalt war weit genug, um beiden Platz zu geben. Da saßen sie nun und warteten, daß der Regen sich verlaufen sollte. Und das Bietchen mußte nun wirklich von der Arbeit rasten, so daß die Holzwespe mit ihm nach Herzenslust plaudern konnte.

Sie plauderten und erzählten, nach allen Dingen erkundigten sie sich und befragten sie einander. Die Honigbiene mußte von der Einrichtung des Bienenstockes erzählen. Wie so viele hundert Bienen Honig und Blütenstaub herbeitragen und in die Wachswaren legen. Wie immer neue Waben gebaut werden, damit der gesammelte Vorrat auch aufbewahrt werden kann. Wie die Königin der Bienen im Stocke schaltet und waltet; wie sie ihre Eier in dazu bestimmte Waben legt und die Brut aufzieht. Das alles und noch mehr mußte das Bietchen erzählen. Nun wollte aber auch das Bietchen gern etwas von der Holzwespe hören. Hatte es doch schon lange mit Verwunderung deren walzenförmigen, stahlblauen Leib betrachtet, der hinten von einem dolchartigen Gegehörner überragt wurde und von dem sich die vier glasigen, zierlich geäderten, gelben Flügel schön abhoben. Das Bietchen fragte und sprach:

„Sag an, wo hast du dein schützendes Haus?
Wie siehst du mir so verwunderlich aus?
Warum ist dein Leib so schlant und rund?
Wozu die scharfen Zähne im Mund?
Du bist so stark und doch so zart,
so ganz und gar nicht nach Bienenart.“

Auf die vielen Fragen der guten Honigbiene konnte die Holzwespe erst lange keine Antwort finden. Da ließ sich das Bietchen wieder vernehmen:

„Hinter dunklem Volkentor
lugt die Sonne jetzt hervor.
Wieder muß ich hasten, jagen;
gib mir Antwort auf mein Fragen.“

Da antwortete die Kiefernholzwespe:

„Ich hab' für den Winter nichts aufgespart,
nichts weiter kann ich dir sagen.
Ja, wär ich gewachsen nach Bienenart,
so brauchtest du nichts zu fragen.“

Was kümmert mich des Lebens Pein,
wenn andere für mich sorgen.
Kann ich nur immer lustig sein,
frag' ich nicht nach dem Morgen.
Im Wald laß ich die Flügel rauschen
und mag nicht mit dir tauschen."

Nun, dachte das Bienehen, das ist eine recht sonderbare Art, so in den Tag hinein zu leben und andere für sich sorgen und arbeiten zu lassen. Das erinnerte es an die Drohnen seines Stockes. Das Bienehen konnte ja nicht wissen, daß die Holzwespe viele Schicksale und eine Zeit harter Arbeit durchgemacht hatte, ehe sie so sorglos im Walde umherfliegen durfte. Doch die Holzwespe dachte nicht gern an jene schwere Zeit zurück und erzählte daher nichts davon. Gar zu gern hätte das Bienehen gewußt, wer das sei, der für die Holzwespe sorgt. Aber es mußte wirklich fort, und vielleicht hätte es die Holzwespe doch nicht erzählt. So nahm das Bienehen Abschied und ging seiner Arbeit nach.

Die Holzwespe brummelte träge im Wald herum. — — —

Wochen vergingen, und eines Tages saß die Kiefernholzwespe starr und steif an einer Kiefer. Mit ihrem Legebohrer bohrte sie ein feines Loch in das Holz und legte darin ihre Eier ab.

"Es ist unerhört!" sagte die Kiefer zu ihrer nächsten Schwester. "Unerhört!" murmelten die Kiefern in der Runde. Die Kiefernwespe aber starb bald darauf. Es geschieht ihr schon recht, dachte die Kiefer.

Nach einiger Zeit entschlüpfen den winzigen Eiern der Kiefernholzwespe viele kleine walzenförmige Larven, wie lauter weiße Würmchen. Sie hatten keine Augen und krochen auf sechs ganz kurzen Beinchen. Sie hatten sehr scharfe Zähne, die am rechten Oberkiefer wagrecht und am linken senkrecht standen. Am Hinterleib trugen sie einen kurzen, aufwärts gerichteten Stachel. Schon nach kurzer Zeit wurden die Larven dick und fett und fraßen lange Gänge in den Stamm der Kiefer. Diese Gänge liefen geschlängelt im Holz, sie waren kreisrund und am Anfang ganz fein, wurden aber um so weiter, je größer die Larven wurden. Hinter sich verschlossen die Larven die Gänge kunstvoll mit seinen Spänchen und Auswurf.

Man kann nicht wissen, zu was es gut ist, dachten sie.

"Die elenden Würmer zerfressen mir mein Mark," klagte die Kiefer, obwohl es ihr weiter gar nicht schadete.

"Unerhört!" murmelten die Kiefern in der Runde.

"Wenn ich die Brut nur vernichten könnte," jammerte die Kiefer.

Da kam der Förster mit einigen Waldarbeitern des Wegs und musterte die Kiefern ringsumher. "Diese Stämme da schlägt ihr," befahl der Förster den Waldarbeitern. Bald ertönten im Takt die Klänge der Äxte im Walde. Ein stattlicher Baum nach dem andern fiel. Noch im Fallen rauschten die Kiefern und murmelten: "Unerhört, unerhört!" "Es ist nur gut, daß die elenden Würmer zugleich mit mir vernichtet werden," sagte die Kiefer, in deren Stamm die Holzwespe ihre Eier gelegt hatte. Dann fiel sie mit lautem Krachen um.

Sorgfältig hieben die Waldarbeiter die Äste von den gefällten Kiefern. Nach einiger Zeit wurden die behauenen Stämme auf einen langen Wagen geladen, und dann ging es mit lustigem Hallo ins Tal hinunter zur Sägemühle, die dort am Bache stand. Die Stämme wurden auf Rollen gelegt, und kreischend und pustend fraß sich die Säge in unermüdlicher Arbeit durch sie hindurch. Stamm folgte auf Stamm. Emsig sang die auf und nieder gehende Säge ihr eintöniges Lied dazu:

"Ritsch — ratsch — ratteratt,
die Stämme waren schlank und glatt.
Ritsch — ratsch — ratteratt,
sie werden Balken stark und glatt.
Ritsch — ratsch — ratteratt,
Die Balken kommen in die Stadt.
Ritsch — ratsch — ritsch — ratsch."

Als genügend Balken geschnitten waren, wurden sie auf Wagen geladen und in die Stadt geschafft.

In der Stadt wurden die Balken auf einem großen Platz aufgestapelt. Hier mußten sie liegen und auf einen Käufer warten. Eines Tages kam ein Bauherr und kaufte sie. Wieder wurden die Balken auf langen Wagen verladen und nach dem Bauplatz gebracht. Zimmerleute richteten sie zu, beschnitten und kürzten sie, wie es gerade gebraucht wurde.

Das alles störte die Larven der Holzwespen nicht im geringsten. Sie fraßen nach wie vor ihre Gänge in das Holz, die sie hinter sich fein säuberlich wieder verstopften.

Es wuchs das Haus und die Balken wurden gelegt. Bald stand es fertig da. Die Leute hielten ihren Einzug und richteten ihre Wohnungen ein.

Da war auch die Zeit für die Larven der Holzwespen gekommen. Es mochte schon über

ein Jahr vergangen sein, seit sie zu arbeiten begonnen hatten. Sie hielten mit ihrem Zerstörungswerk inne und zogen sich still zurück. In den erweiterten Kämmerchen an den Enden der Gänge verpuppten sie sich. Es war eine schwere Arbeit gewesen, ehe sie als Puppen der Ruhe genießen durften, und so lagen sie ganz still in ihren Holzkämmerchen.

Aus den Puppen wurden aber nach einiger Zeit richtige Holzwespen. Da saßen nun die Holzwespen mitten im Holze und hätten gern die Freiheit gehabt. Stark und mächtig war in ihnen das Verlangen, herauszukommen aus dem engen, dunklen Kämmerchen. Sie träumten von harzig duftenden Wäldern, die sie nie gesehen. Sie wollten ihre Flügel regen und in die ungebundene Freiheit hinaus, die sie nie genossen. Nur heraus, heraus — nur frei sein.

Da half ihnen niemand heraus — sie mußten sich selber helfen, wollten sie die Freiheit. Und sie begannen zu arbeiten. Emsig, rastlos. Sie fraßen sich durch das Holz. Mit ihren scharfen Zähnen zerrieben sie die Fasern und machten kreisrunde Gänge. Niemand zeigte ihnen die Richtung, und alle fanden sie den Weg heraus aus dem Holz.

Doch was hatte ihnen all der Fleiß und all die Arbeit genügt? Immer noch umgab sie tiefe Finsternis, immer noch waren sie nicht frei. Wohl waren sie aus dem Balken heraus, aber eine Holzdielensperre ihnen den Weg ins Freie.

Aber sie ließen sich nicht entmutigen, sie fraßen und arbeiteten weiter und fanden den Weg, — den Weg zur Freiheit. Durch die Dielen des Fußbodens fraßen sie sich hindurch und gelangten in das Wohnzimmer der Menschen. Das war nun zwar nicht der Wald, von dem sie geträumt, aber sie krochen doch aus dem beengenden Holz hervor, eine nach der andern. Sie gewöhnten ihre Augen an das grelle Licht des Tages und schwirrten zum Fenster hinaus, nachdem sie die Flügel erprobt. Nach monatelanger harter Arbeit waren sie frei und flogen dem Wald zu.

Die Holzwespen hatten aber die Gänge nicht so fein säuberlich verstopft, wie es die Larven getan hatten. So fanden die Hausbewohner die kreisrunden Löcher in den Holzdielen.

Die Mutter rief ganz empört die Knaben herbei: „Mag, Albert!“ Silig kamen die Knaben gelaufen. „Wer hat die runden Löcher in den Fußboden gebohrt?“ fragte sie streng. Verdutzt schauten die Knaben erst die kleinen run-

den Löcher in den Brettern des Bodens an. Wie aus einem Munde riefen sie: „Ich war's nicht!“ Die Mutter zürnte sehr, denn sie glaubte, die Knaben leugneten. Als der Vater nach Hause kam, erzählte sie ihm die Sache. Der Vater aber sagte nur, die Knaben sollten es nicht wieder tun.

Am andern Tage waren wieder frische Löcher im Fußboden. Nun zürnte auch der Vater und rief die Knaben herbei, um sie zu strafen. Zornig deutete er auf die frischen kreisrunden Löcher im Boden. Doch die Knaben zuckten nur mit den Achseln. Wie sie so vor sich hin starrten auf den Boden, entstand mit einem Male ein frisches Loch zu ihren Füßen. Und langsam schob sich daraus eine Holzwespe hervor. Voll Staunen sahen der Vater und die Knaben ihr zu und wagten nicht, sie zu stören. Endlich war das Tierchen draußen. Sie begann mit den Flügeln zu schlagen — erst zitternd, dann ruhig und regelmäßig. Sie erhob sich und summte:

„Summ — summ — — —
Wie ist die Welt so schön.
Lange saß ich eingesperrt,
nun will ich etwas sehn.
Es treibt mich hin zum grünen Wald —
wie grüß ich dich, o Sonne!
Wie ward mein Fleiß gelohnt so bald —
o Freiheit, welche Wonne!
Su—um, su—um,
ich steige herum
und schwirre bald
im grünen Wald.
Summ — summ.“

Schon surrte die Wespe zum Fenster hinaus.
Fr. Pritschow.

o o o

Die Roggenmuhme.

Von August Kopisch.

Laß stehn die Blume!
Geh nicht ins Korn!
Die Roggenmuhme
Zieht um da vorn!

Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen!

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Clara Beitin (Zunten), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck u. Verlag J. G. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.